# Der Hausfreund

Zeitschrift für Gemeinde und Haus ❖ Organ der Baptistengemeinden in Polen

33. Jahrgang | 13. November 1927 | Nummer 46

Schriftleiter: A. Knoff, Łódź, skr. poczt. 342

Der „Hausfreund" ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zł. 2.50, 3 u. mehr Ex. je Zł. 2.— Nordamerika Dol. 0.50. Deutschland Mk. 2.— Postscheckkonto Warschau 62.965.

Vertreter für Amerika: Rev. Albert Alf, Cathay, N. D. Gaben aus Deutschland werden an das Verlagshaus der deutschen Baptisten, Cassel, Jägerstraße 11, für Rechnung des „Hausfreund" erbeten

## Dein für immer.

Dein für immer, Fürst des Lebens,
Sieger über Tod und Grab!
Freudig folg ich Deiner Führung,
Geh mit Dir bergauf, bergab.
Mag, was irdisch ist, zersplittern,
Ruhe ich auf Dir, mein Fels;
Mag der Fürst der Hölle wüten,
Schirmst Du mich, Gott Israels.

Dein für immer Held der Liebe,
Saronsblum' und Morgenstern!
In des Lebens trüben Stunden
Harre Dein ich, meines Herrn.
Ob auch Freunde mich verlassen,
Alles Fleisch ist ja wie Heu:
Du bist der Unwandelbare,
Deine Huld ist täglich neu.

Dein für immer, großer Meister,
Der sich Sünderherzen weiht!
Dein im Leben, Dein im Tode,
Dein in alle Ewigkeit;
Hilf mir um die Krone ringen,
Mutig tragen hilf die Last;
Lehr mich dulden ohne Klage,
Gib mir bei dem Kreuze Rast!

Dein für immer, Trost der Kranken,
Wunderarzt für Leib und Seel!
Deines Bluts verborgne Säfte
Sind auch mir das Heilungsöl.
Bleibe, wo ich geh und stehe,
Denn bei mir und gehe mit;
Leite mich auf ew'gem Pfade,
Heiland, der mir Sieg erstritt!

H. Windolf.

## Der neue und lebendige Weg.

Hebr. 10, 20).

Dieser steht nicht im Gegensatz zu dem Alten Bund, sondern gründet sich auf denselben; der Alte bildete die Grundlage des Neuen und war nach seinem Ursprung und Ziel mit ihm eins. In Wesen und Bedeutung aber ist dieser vom Ersten zu unterscheiden: er ist neu und lebendig. Er wird so genannt, weil vor Christo kein Serblicher ihn betreten hat. Auch die Gläubigen des alten Bundes konnten ihn nicht gehen, wenn sie schon in der vorbereitenden Gnade standen; wohl hatten sie Kenntnis von ihm, aber das Wie war ihnen dunkel

und verborgen. Uebrigens ist klar, daß ein Weg, der noch nicht bereitet ist, auch nicht betreten werden kann. Er ist neu der Zeit nach, denn indem der Herr sagte: „Ein Neues, macht Er das erste alt. Was aber alt und überjährt ist, das ist nahe bei seinem Ende." (Hebr. 8, 13).

Dieser Weg ist in einer neuen Heilszeit eröffnet worden. Der alte Weg wurde aufgehoben und gleichsam mit der Ueberschrift versehen: **Eingang verboten**; jeder Versuch, ihn zu gehen, ist unnütz. Die Zeit des Schattens, der Vorbilder, ist vorüber und der neue Heilstag angebrochen. Tempel und Opferdienst gehören der Vergangenheit an. Es ist die Zeit der Gnade und nicht des Gesetzes. Neu ist er auch in Ansehung der Person, die ihn gebahnt: Gottes Sohn und Gottes Lamm, das die Weltschuld auf sich nahm und für uns zur Sünde gemacht wurde, litt und starb, um uns zu erlösen, ist selbst diesen Weg gegangen, den weder Mose, noch der Hohepriester als Vertreter des Volks gehen konnten. An Stelle der Sünder waren es nur unschuldige und unvernünftige Tiere, die als Opfertiere sterben mußten, der Sünder selbst blieb leben. Ein solcher Weg hat seinesgleichen nicht und ist in keiner Religion zu finden.

Neu ist er auch, weil er durch das Blut Jesu eröffnet wurde. (Hebr. 9, 12. 14). Dieses reine, unschuldige und teure Blut ist und bleibt in alle Ewigkeit der Grund unserer Versöhnung mit Gott. Nur dieses Blut befriedigte die Gerechtigkeit Gottes, stiftete Frieden, hob die Scheidewand auf, bedeckte die Schuld, reinigte die Herzen und bringt uns Gott nahe. Das Tierblut hatte nur die Kraft zu „heiligen die Unreinen zu der leiblichen Reinigkeit." (Hebr. 9, 13).

Neu ist dieser Weg, weil er in das eigentliche Heiligtum Gottes führt. Das Nahen zu Gott in der Stiftshütte, als Sitz der Offenbarungsstätte Gottes, konnte nur eine unvollkommene äußerliche Annäherung zu Gott ermöglichen. Diese „vordere Hütte" (Hebr. 9, 6). ließ es nicht zu, in das wahre Heiligtum Gottes zu kommen, sie mußte erst abgebrochen werden. Christus hat sie abgebrochen, für ungültig erklärt und abgetan. Der neue Weg und Eingang ist gebahnt und die wahre Gemeinschaft mit Gott ermöglicht und bestätigt. Die obere, größere und vollkommenere, die nicht mit der Hand gemacht (Hebr. 9, 10.) und nicht in dieser sichtbaren Welt ist, sondern in der jenseitigen, unsichtbaren sich befindet, steht nun für jedermann und zu aller Zeit offen und wird nie mehr geschlossen werden.

Neu ist dieser Weg dem, der ihn geht, voll Zuversicht und Freudigkeit. Der vorige Weg war dunkel und geheimnisvoll, daher jeder, der ihn ging, voll Furcht und Schrecken war. Der jetzige ist licht und klar, wer ihn geht, weiß unzweifelhaft, daß er ein Recht hat, ihn zu gehen, und daß niemand ihn aufhalten kann, zu seinem Ziel zu kommen. Diese Freudigkeit oder dieser Freimut gründet sich auf das Evangelium, das dieselbe vorhält, anbietet und jedem zuspricht, der im Glauben diese Wahrheit ergreift und annimmt. Von Stund an dürfen wir denn getrost und zuversichtlich vor Gottes Angesicht kommen, ohne Furcht und Scheu wegen unserer Sünde, denn wir kommen mit dem Blute Jesu, mit dem Er den Weg zu Gott eingeweiht hat und das für jeden Sünder gut spricht. Wir ergreifen getrost dies: „Für uns!" und es gilt vor dem Angesichte Gottes. Wir werden von Ihm angenommen und angesehen als angenehm gemacht in dem Geliebten, als abgewaschen mit dem nicht bloß für uns droben redenden, sondern auch hier unten wirklich an unsere Herzen gesprengten Blute Jesu.

Neu ist er auch, weil er der **Lebensweg** ist. Er ist ganz und gar das Eigentümliche des Neuen Testaments. Er ist der lebendige Weg, eingeweiht durch die Kraft des unvergänglichen, unauflöslichen Lebens, nach welchem Christus uns jetzt zum Hohepriester gemacht ist. Der Weg selbst ist lebendig, das ist nicht etwa bloß eine Redeweise, die wir erklären müßten, nämlich so, daß es ein Weg zum Leben sei, sondern weil Christus selber zugleich der Weg ist in Seiner Kraft und Person darum redet der Apostel so. Es ist auf diesem Wege lauter Leben, keine Todesschrecken, keine Todesgefahr ist da zu fürchten; nur der Tod des alten Menschen ist für den Bedingung, der ihn gehen will. Denn Christus ist selbst durch den Tod zum Vater gegangen, und der Weg, den Er uns zum Lebensweg stiften wollte, ist für Ihn selbst der allerschwerste und bitterste Todesweg geworden. Auf diesem Wege muß der alte Mensch sterben und begraben werden. Jeder Schritt vorwärts ist ein tödlicher Schlag, der den alten Mensch trifft, bis er völlig abgetan ist.

Neu ist er, denn er bringt eine neue **Heilsordnung** und neue **Heilsgaben**. Der Himmel ist uns erschlossen und nahe, die himmlischen Güter, Kräfte und Segnungen sind vorhanden für uns in der Fülle der Gnade Gottes. Die neue Heilsordnung bedingt eine neue Offenbarung Gottes, schafft eine neue Grundlage, erneuert wahrhaftig den ganzen Menschen, bringt ihn in ein neues Verhältnis zu Gott und den Mitmenschen, verleiht ihm die Macht, Gottes Kind zu heißen, sichert ihm den wahren Frieden und die Gerechtigkeit, kommt ihm zu wie die Meereswellen. Bei denen, die diesen Weg wandeln, sind ihre Tugenden, ihre Erkenntnis, Erfahrungen, Gottesdienste, Gebete, Wege, Werke und Pflichten neu nach dem Bibelwort: **„Siehe, ich mache alles neu!"** (Offb. 21, 5.) Theophile.

## Die Predigt auf dem Meeresgrund.

Ein Taucher besaß in seinem Hause eine sehr eigentümliche Zierde seines Kamins, nämlich zwei Austernschalen, welche ein Stück gedrucktes Papier festhielten. Der Eigentümer dieser Schalen war einst in seinem Beruf an der Küste beschäftigt, als er auf dem Grunde des Meeres diese Auster auf einem Felsstück bemerkte und sah, daß sie ein Stück Papier festhielt. Er fing an das Papier durch die Sehlöcher des Taucherhelms zu lesen und lernte auf diese eigentümliche Weise einen evangelischen Traktat kennen, der sein bis dahin unbekehrtes Herz so tief erschütterte, daß er nicht länger ohne die Gnade Gottes in Christo Jesu leben konnte. So wurde er, wie er später oft dankbar erzählte, auf dem Grunde des Meeres zur Buße und zum Glauben gebracht und ein seliger Mensch, dem alle seine Sünden vergeben waren.

## Das reine Herz.

David bewies die Aufrichtigkeit seiner Frömmigkeit dadurch, daß er nach seinem Fall betete: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz!" Damit erklärte er, daß die Sünde im Herzen ihren Ursprung hat, und daß, wer von ihr bewahrt bleiben will, ihr schon in seinem Herzen keinen Raum geben darf. Alle, die die Sünde aufrichtig hassen, beten: Mach mich inwendig rein, schaffe in mir ein reines Herz! Die Pharisäer machten sich deswegen wenig Sorge. Sie wuschen ihre Tische fleißig und fegten ihre Gefäße, wuschen sich vor dem Essen die Hände und seihten ihren Wein durch, um ja kein Mücklein mit hineinzutrinken. Aber ihr Herz zu reinigen von ihrem Hochmut, ihrer Selbstgerechtigkeit, ihrer Verachtung der Sünder, sowie von anderen bösen Dingen, daran dachten sie nicht. Wir fühlen es alle, wie wertlos eine solche Frömmigkeit ist. Wahre Fromme begnügen sich nicht mit einer Frömmigkeit der Werke und der Worte, obwohl diese ja an und für sich keineswegs zu verachten, ja notwendig ist; sie streben vor allem nach einer Frömmigkeit des Herzens, damit sie nicht bloß vor kurzsichtigen Menschen bestehen, sondern vor Dem, von dem es in einem Liede heißt: „Allwissender, vor Dir ist kund, was in dem Herzen sei; Du blickst hinein bis in den Grund und hassest Heuchelei!"

## Erziehung des Kindes zum Geben.

Eine Aufgabe der Mutter ist es, in dem Kinde die Freude am Geben wachzurufen. Das Kind muß es als eine Ehre ansehen, wenn es von seinem Kuchen oder Konfekt mitteilen darf. Es muß ihm eine Genugtuung sein, wenn die Mutter von seinem Kuchen versucht, oder wenn es den Dienstboten etwas davon abgeben kann oder einem kranken Kinde im Hause oder in der Nachbarschaft etwas bringen darf. Es soll kein Druck vorhanden sein der das Kind zwingt, sondern freudig muß es mitteilen. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Das Mitteilen erfordet immer ein persönliches Entsagen, darum ist es Sache der Erziehung, in dem Kinde die Freude am Geben zu wecken. Die Mutter lasse die Almosen, soweit es möglich ist, an den armen Mann, die kranke Frau, das hungernde Kind durch die Hand des Kindes geben, das weckt das Mitleid und lehrt Barmherzigkeit üben. Das Kind lernt die Wahrheit des Wortes: „Geben ist seliger als Nehmen" am tiefsten kennen, wenn es sich selbst etwas entzieht, um anderen eine Freude zu machen;

darum leite die Mutter es dazu an. Es ist durchaus nicht richtig, wenn man dem Kinde, das mit strahlendem Gesichte seine Tüte, herumreicht, sagt: „Danke, behalte das nur, das ist für dich, Kind.“ Diese falsche Güte unterdrückt die Gebefreudigkeit des Kindes, es macht das Kind selbstsüchtig. Man muß auch annehmen, was ein Kind einem anbietet, selbst wenn es mit wenig sauberen Händen angeboten wird und das Gebotene nicht verlockend aussieht. Ein kindliches Geschenk darf man nicht geringschätzig behandeln; das weiche Kindergemüt ist leicht verwundet, und die Freude am Mitteilen wird vernichtet. Es macht keinen guten Eindruck, wenn ein Kind etwas Eßbares, das es zum Geschenk erhielt, hartherzig vor den Augen der anderen Kinder verzehrt und keine Notiz von ihren sehnsüchtigen Blicken nimmt, oder wenn es das Ding versteckt und heimlich verzehrt. Vor allem sehe die Mutter darauf, daß es allen seinen Geschwistern davon mitteilt.

## Die Geldliebe.

„Die Geldliebe“, sagt ein christlicher Schriftsteller, „ist das einzige Laster, dem man sich ergeben und doch dabei den Schein der Frömmigkeit bewahren kann.“ Sie nimmt die verschiedensten Namen und Formen an und weiß sich so tugendhaft zu gebärden, daß keiner sie für ein Laster erkennt, so lange sie nicht im schmutzigen Geiz ausartet.

Gerade da liegt die Gefahr. Die Bibel bezeichnet die Geldliebe als eine „Wurzel alles Uebels.“ Es war Geldliebe, die Bileam, Gehasi, Judas ins Verderben stürzte. Paulus schreibt an die Korinther: „Lasset euch nicht verführen; weder die Hurer, noch die Abgöttischen, noch die Ehebrecher, noch die Weichlinge, noch die Knabenschänder, noch die Diebe, noch die Geizigen (eigentlich: Freunde des Geldes), noch die Trunkenbolde noch die Lästerer, noch die Räuber werden das Reich Gottes ererben.“ Somit wird in der Schrift der Geizige, der dem Geld seine Liebe zugewandt, den größten Verbrechern gleichgestellt. Das sollte zum Nachdenken veranlassen. Tatsache ist, daß es keine Sünde gibt, die dem Menschen weniger zum Bewußtsein kommt, als die Habsucht. Für keine Sünde finden sich leichter Entschuldigungen als für die Habsucht. Darum ist hier das „Hütet euch“ des Herrn um so beherzigenswerter.

Die Geldliebe hat die größte Schuld an den großen sozialen Nöten unter den Menschen. Sie verschließt viele Tausende von Händen, die sich ihren Mitmenschen, die bedrängt und arm sind, auftun sollten. Die Geldliebe füllt die Geldkasten gewisser Menschen, während andere Menschen in bitterer Not schmachten und ums tägliche Brot kämpfen. Die Geldliebe sinnt auf Mittel und Wege, wie die Mitmenschen zur eigenen Bereicherung ausgebeutet werden können.

Jesus sagt: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nach graben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nach graben, noch stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.“ Damit verurteilt Jesus alles Haschen und Jagen nach irdischem Gewinn, das Aufhäufen desselben nach der Welt Weise. Er meint damit wohl nicht, daß man überhaupt nichts mehr besitzen dürfe, sondern es ist eine Ermahnung, daß wir als Haushalter alles, was wir irgendwie entbehren können, zum Besten des Reiches Gottes anwenden sollen. Die Nachfolger des Herrn sollen ihr Uebriges im Himmel anlegen, es für die Ausbreitung des Evangeliums verwenden und damit Gutes tun.

## Haus Gudelius.

Von Bertha Schmidt-Eller.



Fortsetzung.

Er blickte nicht rechts noch links, ging an den Pulten vorbei, wortlos, kaum empfindend, was er tat, ging die Treppe hinauf und schloß die Tür auf. Er sortierte alle seine Habseligkeiten, holte seinen Koffer vom Boden und begann zu packen.

Vor Mittag war er schon fertig. Er ging an das Telephon, verband sich mit dem Kontor und fragte, wo er die Karten holen könne. Der Chef ließ durch Haurisius Bescheid sagen.

Fritz machte sich auf den Weg. Die nötigen Papiere und eine Photographie in der Tasche ging er zum Paßamt. Das Telephongespräch des Chefs hatte Wunder gewirkt.

Alles ging schnell und ohne Schwierigkeiten von statten. Es war Nachmittag, und Mell half Fritz den Koffer fortbringen. „Herr Neumann, ich will Ihnen mal ein offenes Wort sagen. Es will mir doch seltsam scheinen, daß Sie so schnell fort wollen. Als ob der Alte Sie ohne weiteres fort läßt! Da stimmt etwas nicht," sagte Mell.

„Nein, Herr Mell, es stimmt etwas nicht! Sie werden's ja doch erfahren, darum kann ich ruhig schweigen. Was soll ich auch davon sagen? Gott wird den Beweis meiner Unschuld bringen."

„Was soll man Ihnen denn zur Last legen, daß Sie so schnell fort wollen?"

„Ich soll fort, Herr Mell! Ich bliebe so gern, ach, so sehr gern!"

„Wenn ich's erfahre, Herr Neumann, ich sage Ihnen, am gleichen Tage kündige ich und gehe. Ich kenne Sie doch auch, und der Alte, na, der war doch immer reinweg vernarrt in Sie. Wenn's eine Ungerechtigkeit ist, so gehe ich!"

„Tun Sie das nicht, Herr Mell, ich bitte Sie darum! Tun Sie das nicht! Wir können alle irren. Die Firma braucht jetzt besonders zuverlässige Leute, sonst könnten mehr derartige Fälle vorkommen, wie hier einer vorliegt, der mich in Verdacht gebracht hat."

Fritz gab den Koffer nach Hamburg auf und schlenderte zurück, denn der Zug nach seinem Heimatörtchen fuhr erst in zwei Stunden.

Ob er es nicht doch hätte versuchen sollen, Gudelius von seiner Unschuld zu überzeugen? Jetzt wurde ihm auch Alfreds Verhalten klar und die ernste Miene Magdas. „Bete für uns alle!" hatte sie gesagt. Er wollte hingehen und sich verabschieden. Die Frau, die so gütig war, die so freundliche Augen hatte, und das schlanke Mädchen, sie sollten beide noch ein Wort des Dankes hören für alle Güte, die ihm hier erwiesen worden war.

So stieg er die Stufen hinauf. Oben saßen die beiden im Wohnzimmer und nähten wollenes Unterzeug für irgend eine arme Familie. Als Fritz eintrat, ward Magda bleich, und Frau Hella fragte gütig: „Fritz, warum kamst du heute mittag nicht zum Essen? Will mein Mann dich nicht bei Tische sehen oder du meinen Mann nicht?"

Das erstere ist leider der Fall! Sie werden wissen, daß ich nie mehr ihr Gast sein werde!"

„Wie? Fritz, solange wird doch Papa für die Aufklärung nicht brauchen?"

„Ich weiß nicht, ich gehe solange nach England!

„Fritz!" Warum sah Magda so traurig aus? „Aber lieber Fritz, du solltest doch deshalb nicht —"

„Herr Gudelius schickt mich fort!"

„Fritz —!"

Es war still im Zimmer. Der Regulator tickte leise, und der Vogel im Bauer wetzte den Schnabel klingend an der goldig glänzenden Stange. Und dann sagte Fritz leise — wie Tränen klang's in seiner Stimme —: „Mir wird das Scheiden schwer."

Wieder war es still. Magda senkte den Kopf. Tränen tropften auf das Wollröckchen in ihrer Hand.

„Hat dir mein Mann nicht geglaubt?"

„Ich glaube, Frau Gudelius, allezeit in der Arbeit Treue bewiesen zu haben. Wer Taten nicht glaubt, der wird auch Worten keinen Glauben schenken."

Seufzend nickte die freundliche Frau.

„Vertrauen Sie mir?" fragte er dann.

„Ja, Fritz, ich vertraue dir!" klang's warm.

„Ich danke Ihnen! Beten Sie für mich, wie ich auch Sie nicht vergessen werde!

„Leb wohl, Fritz, Gott gehe mit dir!"

„Leben Sie wohl! — Leb wohl, Magda!"

„Ich bringe dich zur Bahn! Darf ich, Mama?"

Die Mutter nickte.

Unterwegs klagte Fritz: „Daß ich Alfred nicht noch sehen kann!"

„Er darf nicht, Papa will's nicht."

Die beiden gingen eine Weile wortlos nebeneinander, dann sagte Magda: „Fritz, behalte uns alle lieb und zürne Alfred nicht! Er durfte nichts sagen."

„Nein, ich zürne ihm nicht, und ich behalte euch lieb! Magda, dich sonderlich!"

Fragend sah sie ihn an.

„Ja, Magda, es ist so, und ich weiß es erst seit heute Morgen: Ich habe dich lieb, sehr lieb! Es ist gut, daß ich fort muß, und gut, daß du es weißt, da hast du Zeit, zu erwägen, ob du wohl einmal mein sein möchtest."

Da faßte sie seine Hand und sagte: „Wir wollen es Gott anheimstellen."

## XVIII.

Gegen Mittag kam Fritz in London an. Er kannte die Stadt noch genügend und seine Sprachkenntnisse reichten aus, sich schnell zu

orientieren. Noch vor Geschäftsschluß kam er bei der Firma an und fragte nach dem Chef.

Herr Johnstown empfing Fritz mit großer Liebenswürdigkeit. Als er hörte, daß Fritz noch nicht gespeist hatte, schickte er einen Lehrling in ein nahes Hotel, eine kalte Platte zu holen. Er eröffnete Fritz, daß er nicht hier, wie früher, arbeiten solle, sondern in einem neueingerichteten Betrieb, etwa zwei Stunden Bahnfahrt von London entfernt.

„Ich selbst kann Sie heute nicht mehr hinausbegleiten, aber ich will den Konpagnon eben anrufen, wo Sie ihn noch treffen können. Er war heute morgen hier und fragte schon nach Ihnen." Nach kurzem Telephongespräch sagte Johnstown: „Also Sie fahren mit der Elektrischen nach dem Bahnhof. 4 Uhr 6 fährt der Zug nach W. hinaus; Sie treffen Herrn Mac Means auf Bahnsteig 2. Da erfahren Sie auch alles Nähere. Greifen Sie jetzt zu, ich kann mich leider nicht länger aufhalten."

Fritz aß und dachte an die Zukunft. Er hatte so viele neue Eindrücke gewonnen, daß ihm die Heimat wie ein versunkenes Traumland erschien.

Er verabschiedete sich, nahm den Handkoffer und machte sich auf den Weg zum Bahnhof.

Mister Mac Means stand am Schalter des angegebenen Bahnsteigs und sprach Fritz an, den Suchenden und fragend um sich Blickenden erkennend.

„Ich habe Ihnen in der Nähe des Betriebes in einer ersten Pension ein Zimmer gemietet. Die Kosten tragen wir. Sie werden dort eine Menge netter junger Leute treffen, meist Kaufleute und Beamte. Die Verpflegung ist erstklassig. Sie sind verwöhnt durch das Haus Gudelius?"

„Ich habe es immer sehr gut gehabt, ja, aber ich bin gern mit Sauberkeit zufrieden, und wenn ich satt werde, darf es gern einfach sein."

„Mister Johnstown kennt Sie ja von früher und rühmte Ihre Anspruchslosigkeit. Uebrigens ist die Lage in Bezug auf das Geschäft sehr günstig. Wenn Sie jedoch nach der City wollen, gilt's einen weiten Weg. Ich benutze meist das Auto. Zeit ist Geld!"

Das überschlug Fritz auch in seiner Geschäftspause, daß er in der Woche gar keine Gelegenheit finden würde, den Jünglingskreis, den er früher so gern besucht hatte, aufzusuchen. Wenn er um 4 Uhr Dienstschluß hatte, ging er zum Essen und konnte sich wahrscheinlich kaum vor 5 Uhr auf den Weg machen. Wie lange währte wohl die Fahrt? Er mußte sehen, in den Vororten Anschluß zu bekommen.

Mister Mac Means ging zum Geschäftlichen über. Fritz betrachtete sich dabei den gegenübersitzenden Chef einmal genauer. Er war ein schlanker Herr, mit glattem Gesicht, der ausgesprochene Typ eines Engländers. Sein Aeußeres war sympatisch, das lag vornehmlich an seinen Augen; sie hatten etwas Mildes, einen warmen Glanz, der dem Manne etwas Väterliches gab, ohne weichlich zu wirken. Unwillkürlich mußte Fritz an Gudelius denken und vergleichen. Der Mann war eine Doppelnatur. Im Geschäft war er unerbittlich streng und genau, auch gegen ihn und Alfred. Daheim jedoch konnte er eine Gemütlichkeit entwickeln, da konnte er lachen und froh sein, als wäre er keines harten Wortes fähig. Gewiß hatte er auch als Chef seine „gute Stunde", wo er etwas gewährte, was er gewöhnlich nicht billigte; aber das war selten, und nie sprach er mit einem Angestellten in so warmem Tone wie dieser Mann hier.

Nachdem man den Zug verlassen hatte, gab's noch eine Fahrt mit der Straßenbahn von einer knappen halben Stunde. An der Endstation stieg man aus, und Fritz sah sich einem Gebäude gegenüber, aus roten Backsteinen gebaut, und über der Einfahrt stand in großen Lettern die Firmenaufschrift: „Johnstown, Mac Means & Co."

Hier werden Sie Ihren Posten auszufüllen haben," wandte sich der Begleiter an Fritz. „Fünf Minuten weiter ist Ihre Pension."

Sie bogen um zwei, drei Straßenecken und fanden sich in einer mit Linden bepflanzten Straße. Vor einem Hause dieser Straße machte der Herr halt. „Da sind wir. Richten Sie sich gut ein. Auf Wiedersehen morgen früh."

Für Fritz begann jetzt eine seltsame Zeit. Er fand ein behagliches Zimmer, dessen beide Fenster in den Garten hinaus führten und durch einen Vorhang geschickt in Wohn- und Schlafraum geteilt war. In den unteren Räumen waren die Zimmer zu gemeinsamer Benutzung, Speisesaal, Bibliothek, Rauch- und Wohnzimmer. Hier trafen sich die Pensionäre des ganzen Hauses zu froher Unterhaltung. Aber so freundlich und einladend der Kreis

auch war, Fritz gesellte sich nur sehr selten zu ihnen. Er vermißte die innere Gemeinschaft, die Gleichgesinntheit im Glauben.

Es war so, wie er bei seiner Ankunft gefürchtet hatte, er konnte den vielseitigen Veranstaltungen in der Woche nie beiwohnen in dem Kreise der früheren Glaubensfreunde. Sein Besuch der Gottesdienste beschränkte sich auf den Sonntag. Er empfand es als großen Mangel, daß er so die ganze Woche auf sich selbst angewiesen war.

Der Dienst war sehr angenehm. Zwar kam er wenig mit seinen Kollegen zusammen, hatte vielmehr meist mit dem Chef zu arbeiten; aber gerade das erfreute ihn. Der Umgang mit diesem Manne hatte etwas Wohltuendes und Stärkendes für ihn. Es ging etwas für ihn Undefinierbares aus dem Glanze dieser Augen hervor, man meinte, ihn bei allem Respekt, den er einflößte, lieben zu müssen.

Wenn Fritz dann nach der Pension kam und an langer Tafel mit all den anderen speiste, fühlte er doppelt, wie einsam er hier war. Trotz aller Freundlichkeit herrschte hier die Form, und etwas Persönliches konnte gar nicht zur Auswirkung kommen.

Gleich nach seiner Ankunft hatte Fritz vier Briefe geschrieben, einen an seine Eltern, den zweiten an Gudelius, dann an Alfred und schließlich an Magda. Zwei davon waren zurückgekommen, von Alfred und dessen Vater Annahme verweigert!

Sein Vater hatte bald geantwortet. Er hatte dem „Jungen" Mut gemacht. Auf Jesum solle er schauen, treu sein, fleißig die Heilige Schrift lesen, das würde ihm helfen.

Magda hatte auch geschrieben, ganz kurz nur; aber es klang daraus ein Ton, der Fritz das Herz schwellen machte.

Fortsetzung folgt.

---

## Heidnische Unbarmherzigkeit.

Vor einigen Jahren traf ich auf einer Reise von Tschichin nach Namhyung auf der Höhe des Tschailyangsberges einen alten Mann am Wege liegend. Schon aus der Ferne hatte ich ihn gesehen, und, näher kommend, vernahm ich seine schwachen Hilferufe. Ich stieg von meinem Pferde herunter, kniete an seiner Seite nieder und fragte: „Alter Vater, was machst du hier?" „Rette mich, ich sterbe!" so schrie er. Dann stieß er in abgebrochenen Sätzen hervor: „Vor zwei Tagen bin ich hier abgestürzt und habe mir den Hüftknochen gebrochen. Am Tage brennt mich die Sonne, in der Nacht näßt mich der Tau. Tausende von Menschen gehen vorüber, keiner nimmt sich meiner an. Die Zunge klebt am Gaumen, ich sterbe, verderbe, rette mich!" Nicht weit davon war eine Teehütte. Dort stand ein rauchendes, teetrinkendes, fröhliches Völklein bei einander. Schwach, fast wie von einem Sterbenden, tönte das Seufzen und Stöhnen des alten Mannes herüber. Ich trat in die Hütte ein; man begrüßte mich: „So früh, Pastor, großer Herr!" und ich erwiderte: „Auch ihr so früh alle, Brüder!" Als das Nötigste der Komplimente beendigt war, fragte ich: „Brüder, habt ihr den Mann am Wege nicht gesehen?" „Natürlich," sagten sie, „er liegt ja offen da, so daß ihn jeder sehen kann." „Nun," sagte ich, „warum helft ihr ihm denn nicht? Er muß ja umkommen dort." Da lachten sie wie auf Kommando, und dazwischen ertönten Rufe: „Hau kau, hau kau!" d. h.: „Das wäre eine schöne Spielerei." Andre riefen: „Wir haben kein Geld zu solchen Sachen. Ihr Fremden habt Geld wie Baumblätter, aber wir Chinesen sind arm." Dabei saßen unter den Leuten einige Halbmillionäre. Ich kannte sie gar wohl. „Hört, Brüder, wir wollen jeder etwas geben, ich mache den Anfang, da lassen wir den armen Mann in eine Herberge schaffen, damit er dort gesund gepflegt werde." „Nein, Herr Pastor, das geht auf keinen Fall. Kümmern Sie sich nicht um den Alten, das ist einer aus der Nachbarprovinz. Er hat hier als Doktor und Wahrsager eine große Tätigkeit gehabt. Lassen Sie den nur liegen." „Aber ihr Herren Brüder, ihr seid doch Jünger des Konfucius, hat euch euer Meister das gelehrt? Sagt er nicht vielmehr, ein Leben retten ist besser, denn sieben Türme bauen?" „Ach," lachten sie, „Konfucius, wenn der lebte und vorüberginge, der ließe ihn auch liegen; schreiben tut man natürlich so, aber ausführen läßt sich das bei uns nicht." Einer der reichen, würdigen Herren begann dann folgendermaßen: „Herr Pastor, das Herz von euch Fremden hängt in der Mitte (Zeichen von Aufrichtigkeit); in China geht das nicht; wenn wir den Menschen retten wollen, so bringen wir uns

in die größte Gefahr. Der kann sterben; haben wir ihn angefaßt, da heißt es, wir haben ihn gemordert. Stirbt er in der Herberge, so kommt der Herbergsbesitzer in große Gefahr. Kein Mensch nimmt uns den totkranken Mann ab. Vielleicht verklagt uns ein Bettler, wenn er sieht, wir haben uns mit ihm zu schaffen gemacht, und uns wird der Prozeß wegen Mordes gemacht. Darum wäre es eine falsche Rührseligkeit, wollten wir uns von dem Gewinsel erweichen lassen." Es kommt noch dazu, daß die Chinesen große Furcht haben vor der Seele des Kranken, die sich nach seinem Tode in einen Teufel verwandelt und dann im Hause, wo er gestorben ist, die Leute beunruhigt. „Nein, Brüder, das geht nicht; hier, ich bezahle euch allein; wieviel wollt ihr haben?" fragte ich die Sänftenträger und legte das Geld auf den Tisch. „Wir tragen nicht," riefen sie, „stecke dein Geld wieder ein." „Herr Pastor," sagten die andern, „Sie sind gut, wir wissen es; aber es geht hier nicht. Lassen Sie den Alten nur liegen und stöhnen, lange kann er es nicht mehr aushalten. Stirbt er und fängt er an zu verwesen, so wird es dem Gemeindevorstand gemeldet; dieser ruft einige Bettler, die ihn für ein paar Groschen irgendwo einscharren. Wir alle haben so Ruhe und Frieden."

Ich konnte nichts tun, sondern mußte traurig von dannen ziehen. Als Fremder hätte ich mich und meine Christen großer Gefahr ausgesetzt, wenn wir den Mann gerettet hätten. So starb der Arme dort an einem der belebtesten Wege Chinas. Wahrlich, ein Bild des Todes!

Haben wir mehr Sinn für unsere leidenden Mitmenschen, die auf der Landstraße des Lebens liegen und umkommen müssen? Ist es vielleicht auch bei uns eine unberechtigte Furcht, sie auf Jesum hinzuweisen, der gekommen ist zu suchen, was verloren ist?

---

## Der Zeugenberuf des Christen.

„Ihr werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde." So sprach Jesus zu Seinen Jüngern, ehe Er gen Himmel fuhr. Er bezeichnete damit ihre und unsere Hauptaufgabe. Der wahre Christ ist ein Zeuge für Jesus Christus. Bei einer Gerichtsverhandlung ist der als Zeuge Berufene unter Eid verpflichtet, die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nur die Wahrheit auszusagen. Das ist's, wozu der Christ verpflichtet ist bezüglich Christus und Seiner Heilswahrheit.

Viele der heutigen Christen haben eine sehr mangelhafte Vorstellung davon, was es heißt, ein wahrer Zeuge Jesu zu sein. Es handelt sich darum, beides, mit dem Wort und mit dem Wandel den Herrn zu bekennen. Das Wortbekenntnis ist ein wichtiges Stück unserer Aufgabe. Und wie wenige sind ihrer, die mit freudigem Munde Zeugnis ablegen für Jesus! Wie wenige sind ihrer, die in den Versammlungen der Kinder Gottes für Jesus zeugen! Und wie verhältnismäßig klein ist die Zahl derer, die unter unbekehrten Weltmenschen es wagen, ein Bekenntnis für Jesus Christus abzulegen! O, es fehlt so sehr an dem mutigen, freudigen Zeugengeist!

Aber das mündliche Zeugnis ist nicht alles, was zum Zeugenberuf des Christen gehört. Damit muß der rechte Wandel verbunden sein. Für manche ist das Reden für den Herrn leicht, aber täglich ein Leben zu führen, aus welchem Jesus hervorstrahlt, das ist nicht so leicht. Aber doch ist es möglich. Soll unser Zeugnis wahr und wirksam sein, dann muß es nicht blos von den Lippen, sondern aus dem Leben kommen. Lebendige Zeugen Christi sind wir dann, wenn es von uns wahr ist, was Paulus von sich sagte: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir!" Dann wird das tägliche Leben ein Zeugnis sein für den, des wir sind und dem wir dienen. Das Leben eines ernsten, demütigen, aufrichtigen, liebenden Christen, der in Jesu Fußtapfen wandelt, wird seines Eindrucks und heilsamen Einflusses auf die Welt nicht verfehlen. „Wahre Christen, hat einer gesagt, „sind die Bibel der Welt."

Zu dieser Art Zeugen sind die Nachfolger Christi vor allem berufen. „Ihr seid meine Zeugen," sagte Gott durch den Propheten im Alten Testament. „Ihr werdet meine Zeugen sein," sprach Jesus zu Seinen Jüngern. „Des sind wir Zeugen," sagten die Apostel, als sie zur Verantwortung gezogen wurden wegen ihres Lehrens im Namen Jesu. Diese Ausdrücke scheinen sich beim ersten Blick nur auf das geredete Wort zu beziehen; aber das Zeugen würde ohne nachhaltige Wirkung sein,

wenn dahinter nicht ein geheiligtes Leben stände. Der rechte Zeuge für den Herrn muß in sich das Christusleben besitzen.

Zum rechten Zeugen bedürfen wir der Kraft des Geistes. In Verbindung mit der Ankündigung ihres Zeugenberufs sprach Jesus zu den Jüngern: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen." Ohne die Mitwirkung des Geistes ist unser Zeugnis kraftlos. Was uns heute besonders nottut, ist diese Geisteskraft, die uns Mut, Weisheit und Freudigkeit zum Zeugendienst verleiht. Und diese Geisteskraft erlangen wir nur, wenn wir ganz dem Herrn uns weihen. Möge doch der Geist der Weihe und Heiligung über unsere Gemeinden kommen, damit wir mit Geisteskraft erfüllt werden zur Erfüllung unseres heiligen Zeugenberufs!

---

## Offene Augen.

An einem schönen, sonnigen Maientage wandelte Meta Riemers durch die vollen, belebten Straßen einer großen Handelsstadt heimwärts. Sie war ein flinkes, kräftiges Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, ihr sonst so heiteres Gesicht trug heute jedoch den Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit. Meta hatte früher nicht in der Stadt gewohnt. Ihr Vater war Prediger in einem einfachen Dorfe gewesen, und sie war inmitten der herrlichen Wälder und grünen Weiden ihres Heimatortes wie ein rechtes Landkind aufgewachsen.

Vor einem halben Jahre etwa hatte ihr Vater jedoch den Ruf nach H. angenommen und mit seiner großen Familie, davon Meta die älteste Tochter war, das geräumige, schöne Landhaus mit einer recht kleinen beengten Stadtwohnung in einem neuen Teil der großen Stadt vertauscht. Anfangs war es für die Kinder nicht so arg gewesen, wenn auch der Abschied von allen alten Plätzen und lieben Freunden ihnen schwer genug gefallen war. Das Neue des Stadtlebens zog sie an, es gab so viel zu sehen und zu genießen, die hübschen Läden, die neuen Bekannten, die schönen Schulen, die so viel bequemer zu erreichen waren als die entlegene Dorfschule.

Selbst die beschränkteren Raumverhältnisse in der viel kleineren Wohnung gefielen ihnen anfangs nicht schlecht, wenn es auch der guten Mutter manchen Seufzer kostete. Als aber der Frühling kam und die Sonne so herrlich schien und überall neues Leben weckte, da begann bei dem jungen Volk, vor allem bei Meta, das Heimweh nach dem Lande sich mächtig zu regen.

Auch jetzt mußte sie daran denken, wie herrlich die Wälder in ihrem frischen, grünen Festkleide aussehen mußten, und ob im Tal am murmelnden Bächlein die Maiglöckchen und Primeln wohl ebenso schön blühten wie im vorigen Jahr, als sie so oft in einem freien Augenblick dorthingeeilt und mit den Händen voller Blumen zurückgekehrt war, um das einfache Wohnzimmer daheim damit zu schmücken.

O, wie verlangte sie nach der köstlichen Stille und Ruhe des Waldes und dem Singen der Vögel! Die hohen Häuser und das Gedränge in den Straßen beklemmten sie förmlich; wie gern würde sie sich dem allen entziehen!

Aber es war noch etwas anderes, was Meta bekümmerte.

Auf dem ausgedehnten Dorfe war sie mit jedem einzelnen so bekannt gewesen, die Kinder waren ihr schon von weitem entgegengelaufen, und sie hatte für sie immer ein freundliches Wort, einen kleinen Scherz oder eine Erzählung; mit den Alten hatte sie so behaglich zu plaudern gewußt, daß dieselben von einem Mal zum andern sehnsüchtig nach ihr ausgeschaut hatten, und manchem Kranken und Betrübten war sie eine Hilfe und Stütze gewesen.

Aber hier in der großen geschäftigen Stadt kannte sie niemand. Sie hatte das Gefühl, daß niemand hier ihrer bedürfe. Natürlich half sie ihrer Mutter morgens treu im Haushalt und manches Kleidungsstück ward von ihren fleißigen Händen genäht oder ausgebessert, aber ihre freien Nachmittagsstunden waren gänzlich unbesetzt, und sie entbehrte schmerzlich die ihr so lieb gewordene Arbeit. Einmal hatte sie ihre Not dem Vater geklagt, der aber hatte nur lächelnd geantwortet: „Liebes Kind, bitte den Herrn um offene Augen, dann wirst du schon genug Arbeit finden."

Meta fand dies einen traurigen Trost; sie hätte es viel lieber gesehen, wenn ihr Vater ihr etwas zu tun gegeben hätte, aber er war selber noch nicht recht heimisch in seinem neuen Wirkungskreise.

Mittlerweile war Meta an die Ecke einer Straße gekommen und wartete auf einen günstigen Augenblick, um auf die andere Seite hinüberzukreuzen.

Das Eckhaus war eine Gastwirtschaft, vor welcher drei Männer standen und sich unterhielten. Zwei derselben machten Anstalten, hineinzugehen, der dritte schien zu zögern und wollte weitergehen. „Komm mit, Karl, und nimm ein Schlückchen," hörte Meta einen von ihnen sagen.

„Nein, danke, Wilhelm, ich habe keinen Durst."

„Unsinn," erwiderte der andere, „du magst es ebenso gern wie wir, es dient zur Erwärmung."

„Ich sage dir doch, daß ich nicht will," aber diese Antwort klang schon matter, und schon näherte sich der Mann der Tür, um seinen Kameraden zu folgen. Plötzlich war es Meta, als hörte sie ihren Vater sagen: „Bitte nur um offene Augen, mein Kind, dann wirst da schon Arbeit finden," und mit schnellem Entschluß berührte sie den Arm des fremden Mannes und sagte: „Tut es doch nicht; habt den Mut, nein zu sagen; geht schnell nach Hause, Ihr werdet sehen, wie froh Eure Frau sein wird, wenn sie Euch sieht; hier, für dieses könnt Ihr ihr ein paar hübsche Blumen mitbringen."

Der Mann sah sich erst erschrocken um beim Klange dieser fremden Stimme, dann färbte ein dunkles Rot seine Wangen und mit der Hand an die Mütze greifend sagte er; „Danke Fräulein, Sie haben recht; es ist nicht gut für mich, dort hineinzugehen, ich wagte nur nicht, nein zu sagen. Aber nun werde ich sogleich nach Hause gehen. Fort war der Mann und Meta stand allein da. Aber ihre unzufriedene Stimmung war verflogen; sie fühlte, daß es etwas für sie zu tun gebe in der großen Stadt, daß hier auch Menschen seien, denen sie nützlich sein könnte, und sie beschloß von nun an stets um offene Augen zu bitten und um ein Herz, das willens sei, jede Arbeit auf sich zu nehmen.

Geht es dir, liebe Leserin, vielleicht ebenso wie Meta? Würdest du gerne etwas für den Herrn tun aus dankbarer Gegenliebe und weißt nur nicht, wie anfangen? O blicke um dich, laß einmal alle, die du kennst, vor den Augen deines Geistes vorüberziehen!

Nicht wahr, da erinnerst du dich jenes Blinden! Welche Freude würde es ihm sein, wenn du ihm einmal ein Stündchen vorlesen wolltest!

Oder jene Hausmutter! Sie hat so viel zu tun, daß sie heute mit Schmerzen darauf verzichten muß, mit ihren Kindern spazieren zu gehen und weiß nicht, wie sie die vielen zerrissenen Strümpfe wieder heil bekommen soll; wie schön würde es für sie sein, wenn du ihr hilfreiche Hand leisten wolltest!

Da sind viele Kranke und Einsame, denen du mit einer Blume oder einem freundlichen Wort eine Freude bereiten könntest. Und dann — du sagst, du seiest eine Christin — erinnerst du dich vielleicht auch dieser oder jener jungen, schwachen und doch gläubigen Seele, die so gern vorwärts kommen möchte und doch nicht kann, weil ein Wurm an ihrem geistlichem Leben nagt; weil sie vor einem Hindernis steht, über welches sie nicht hinweg kann, ein Schatten, ein Fleck, den sie so gern hinwegwischen möchte. Du siehst vielleicht, was ihren Augen verborgen ist, du weißt, woran es ihr fehlt und wie ihr zu helfen ist. Was sollst du nun tun? Sollst du sagen wie Kain: „Bin ich meines Bruders Hüter?" oder wie jener römische Beamte, von welchem geschrieben steht: „Und Gallio nahm sich keines dieser Armen an?"

Du würdest es nicht tun, wenn du den Kampf jener armen Einsamen sehen könntest, das Verlangen dieser armen Seele nach Hilfe und Ruhe.

„Aber es ist so schwer," sagst du, „ich will noch ein wenig warten."

Ja, bequem ist es nicht, aber doch nicht zu schwer, wenn du nur ernstlich dem Bösen ins Auge zu blicken wagst, und was das Warten betrifft, hat der Heiland jemals gedacht: „morgen ist's noch früh genug zum helfen," selbst dann, wenn Er am Sabbat einen Kranken sah und wußte, daß Er sich den Haß der Hohenpriester zuzog, wenn Er ihn heilte?

Mache es wie Meta: bitte um offene Augen und ein williges Herz und glaube mir, es wird deine eigene Freude vermehren, wenn du siehst, wie der Herr dich in Seinem seligen, herrlichen Dienst gebraucht!

Aus dem Holländischen von H. Bredius.

---

## Gemeindebericht.

**Riga.** Es wundert mich oft und bin darüber sehr betrübt, daß es nicht mehr so ist, wie es vor einiger Zeit war. Nämlich wenn sich etwa zwei Gläubige Brüder irgendwo trafen, so freuten sie sich übereinander sehr und fingen bald an, miteinander über so manche herrliche Tat Gottes zu reden. Und ob es vielleicht nur eine viertel Stunde war, aber es war doch ein seliges Empfinden darin. Wie sollte das auch nicht? Man freute sich doch so sehr, Gott gefunden zu haben, und dachte Tag und Nacht darüber nach, wie es doch gekommen war, solch großer Gnade teilhaftig geworden zu sein. Ja es hatte sich ereignet, was kein Auge je gesehen, kein Ohr je gehört und in keines Menschen Herz je gekommen ist. Und das ganz nach der Schrift für alle, die Gott lieben. Und es ist nicht nur im Bewußtsein, sondern auch eine göttliche Bestätigung da. Ein geheimnisvolles Gefühl ist ins Herz gezogen, welches nimmer Ruhe läßt, sondern antreibt zu denken Tag und Nacht, wie Gott für solche Güte zu danken. Aber wie ist's jetzt? Ich denke, es ist nicht Not darüber zu reden. Dem wahren Kinde Gottes preßt es viele Seufzer aus. Ich schreibe diese Traurigkeit nur für die, die sich zwar wohl für Gottes Kinder halten und es auch sind, aber sich doch auch von dem Froste dieser Zeit haben kalt machen lassen. Es ist ernste Zeit, und der Abfall vom Glauben soll uns betrüben, es mag noch außerdem manche Last zu tragen sein, aber die Erwägung dessen, daß es so sein muß, weil unser himmlischer Vater doch alles lenkt und uns in Seinem Worte sagt: „Der Gerechte muß viel leiden", und „wir müssen durch viele Trübsale eingehen in das Reich Gottes". Aber es tut nichts. Wir haben doch einen herrlichen Gott und wollen uns Seiner unentwegt freuen, ob wir auch manchmal anstatt Zucker – Wermut empfangen und uns darüber die Tränen über die Wangen rinnen. Die Herrlichkeit Gottes besteht nicht in greifbaren Dingen, sondern in unsichtbaren, die das Herz in wunderbarer Weise erfährt.

**Lubszyn,** Gem. Dąbie. Der 25. September war für unsere Station ein Tag besonderen Segens und Freude und galt der Gemeinde und dem hier bestehenden Jugendverein. Um 10 Uhr morgens versammelten sich die Geschwister und Freunde von nah und fern in dem festlich geschmückten Betsaal, um gemeinsam dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben, Lob und Dank zu sagen. Unser Betsaal, der mit Laub und herbstlichem Blütenschmuck festlich geschmückt war, erwies sich an diesem Tage viel zu klein. An sichtbarer Stelle waren Halm- Feld- und Gartenfrüchte als Zeichen des Erntesegens angebracht, und über allem prangte das freundliche Willkommen in großen Lettern für Jung und Alt.

Unser Prediger, Br. J. Gottschalk, zeigte uns nach Jesaja 9, 3, wie man sich in der Ernte freuen darf. Ihm schloß sich dann Br. R. L. Kluttig, Zduńska-Wola, an, der gelegentlich hier weilte und seine Vereinigungspflegearbeit verrichtete. Er wies uns nach Psalm 23 auf den Herrn hin, der unser Hirte ist, und es den Seinen an keinem Gute fehlen lassen wird, deshalb wir auch unserm himmlischen Vater für sein Versorgen viel Dank schuldig sind.

Mit innigen Dankgebeten und Singen des Liedes 602 aus der Glaubensst. fand der Vormittags-Gottesdienst seinen Abschluß.

Am Nachmittag veranstaltete unser Jugendverein ein kleines Jugendfest. Trotz des regnerischen Wetters war doch eine große und andächtige Zuhörerschar erschienen und lauschte den Ausführungen und Darbietungen sowohl der Redner als auch der Sänger. Es wechselten wie üblich Ansprachen, Gedichte und einige schöne Musikstücke ab. Den Fleiß der Jugend ersah man aus dem gut gelernten Deklamatorium: „Die Geistesfrüchte" das mit Gewandheit vorgetragen wurde. Der junge Posaunen- und Gemischter Chor von der Station Kijowiec waren unsrer Einladung gefolgt und trugen viel zur Verschönerung des Festes bei. Es waren wichtige Augenblicke, und in mancher jungen Brust wurde das Verlangen wach, dem Herrn sich aufs neue zu weihen und mit aller Trägheit und Gleichgültigkeit zu brechen. Kuchen und Kaffee konnten wir aus mancherlei Gründen nicht vorbereiten, trotzdem wir es gerne getan hätten. Wir wünschten daß auch unsere älteren Geschwister, ganz besonders die Ehrenmitglieder für dies so wichtige Werk der Jugend mehr Interesse an den Tag legen möchten. Möge uns der treue Herr Gnade schenken, auch nach

dieser Richtung hin, mehr seinen Willen zu erkennen. Wir aber als Jugend weihen dem Herrn unser Leben ganz, für den ew'gen Kranz.

R. Janke.

# Wochenrundschau.

**In Duisburg** sprach auf Veranlassung der deutschen Friedensgesellschaft unlängst die frühere Sekretärin Mussolinis, Angelica Balabanoff über das Thema „Der Faschismus als Kriegsgefahr." Der italienische Konsul in Duisburg hatte sich vergeblich bemüht, ein polizeiliches Verbot dieser Versammlung zu erreichen. Die Fremdenpolizei prüfte die Papiere der Rednerin, die jedoch in Ordnung befunden wurden. In der Aussprache nahm einer der anwesenden italienischen Konsulatsbeamten das Wort, um den Faschismus zu verteidigen. Als er Hochrufe auf Mussolini ausbrachte, wurde ihm mit Niederrufen erwidert. Die Konsulatsbeamten verließen darauf den Saal.

**In Lemberg** ist die politische Polizei einer großen Spionagegesellschaft auf die Spur gekommen, die zu Gunsten Rußlands gearbeitet haben soll. Das Haupt der Bande scheint ein gewißer Ossip Chrystenko zu sein, der verhaftet worden ist. Er hat ein weitgehendes Geständnis abgelegt und die Namen seiner Helfershelfer herausgegeben. Es soll sich in der Hauptsache um Ukrainer und Juden handeln. Die betreffenden Personen, deren Namen geheim gehalten werden, sind gleichfalls verhaftet worden. Die polizeilichen Forschungen erstrecken sich auf das Gebiet der Tarnopoler und Lemberger Wojewodschaft.

**Die letzte Ueberschwemmungskatastrophe** in Kleinpolen hat aus den Karpathen zahlreiche Wölfe herausgelockt, die die Bevölkerung, besonders der Stryjer Gegend, in Panik versetzen. In einer Woche erschossen zwei Polizisten in der Nähe von Lubience bei Stryj 2 Wölfe. Die Tiere streifen in der Nähe der Dörfer umher, sodaß die Landwirte, ja selbst die Bewohner der Vororte von Stryj sich einzeln auf die Sraße nicht hinauswagen.

**Aus Mexiko** wird gemeldet, daß ein Expreßzug der Durango-Staatseisenbahnen von Banditen angehalten und um 14,0 0 Pesos beraubt worden sei. In einem mit unsichtbarer Tinte geschriebenen Brief wird mitgeteilt, daß in der Stadt Mexiko 44 Universitätsstudenten unter der Beschuldigung, General Serrano unterstützt zu haben, hingerichtet wurden.

**In Paris** ist es der Polizei gelungen, einen 24 Jahre alten Dieb zu verhaften, dessen Spezialität es war, Automobile zu stehlen. Er hatte darin solche Fähigkeit erworben, daß er im Laufe von zwei Jahren mehr den 400 Autos gestohlen hat, ohne auch nur ein einziges Mal dabei ertappt worden zu sein. Erst nachdem ihm die Polizei auf die Spur gekommen war, ohne daß er es merkte, konnte sie seiner habhaft werden und ihn hinter Schloß und Riegel bringen.



## Zur Kenntnisnahme.

Der Tischkalender **„Die Warte"** wird in diesem Jahre durch die Schriftleitung nicht verbreitet.


Redaktor i Wydawca: A. Knoff, Łódź, skr. poczt. 342.   Druk: „Pomorskie Zakłady Graficzne" Swiecie n. W.